

EIN TAG IM LEBEN VON ARMIN BOEHM

„Kunst ist Kommunikation, nie Agitation“

Auf dem Golfplatz kann der Maler Armin Boehm abschalten. Auf der Leinwand erschafft er Porträts unserer überreizten Gesellschaft. Im Gespräch erzählt er von den Tücken des Spiels und der Faszination der Bilder

G

„Golf kann ein erregender und frustrierender Sport zugleich sein“, sagt Armin Boehm, holt drei gekochte Eier aus seiner Tasche und beißt in ein Backhendel-Sandwich, das er sich gerade selbst in der Restaurantküche organisiert hat. Der Küchenchef und seine Mutter, die das Clubrestaurant als Duo betreiben, sind nachsichtig mit dem hungrigen Stammgast trotz Vorbereitungsstress, sie schieben gerade Enten in den Ofen und richten Currywürste mit Kartoffelsalat an. Golf scheint ein kräftezehrender Sport zu sein, auch wenn Boehm die Eier vorerst unangetastet lässt.

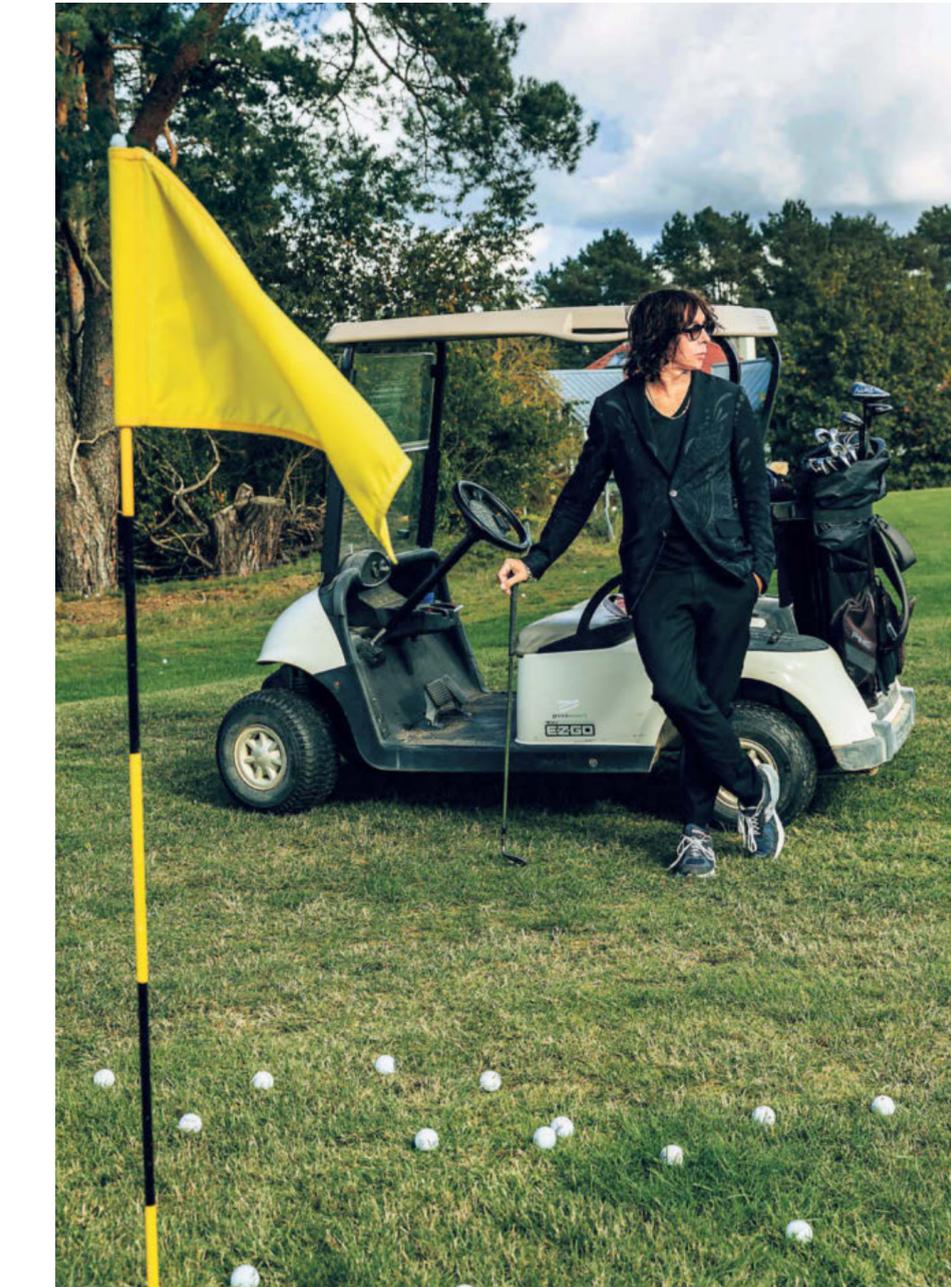
VON MARCUS WOELLER

Das Nachmittagsturnier im Golfclub Berlin Prenen ist eine Stunde vorverlegt worden. Auch auf das Drängen von Boehm, der kurz noch die Managerin herzt und weiß, dass zum Saisonende im Oktober die Sonne relativ früh über den Kiefernwpfeln verschwinden wird. Und auch wenn hier 40 Kilometer nördlich der Hauptstadt heute nur eine entspannte Neun-Loch-Runde geplant ist: Golf ist kein Spiel, das man in der Dämmerung spielen will. „Ich dümpel bei einem Handicap von zwölf rum“, kokettiert Boehm auf dem Weg zur *Driving Range*, wo knapp 20 Spieler ihre Abschläge üben. Zwölf über *Par* ist nämlich alles andere als ein schlechtes Handicap – ohne Golfer-Latein geht es nicht – für einen Hobbyspieler. Die statistisch ermittelte Schlagzahl beschreibt nicht nur das Potenzial eines Spielers, sondern ermöglicht auch, dass Golfer ganz unterschiedlicher Fähigkeiten miteinander spielen können.

Der Künstler hat vor neun Jahren angefangen, die komplexe Technik des Golfschwungs zu lernen. „Ich bin schon sehr ehrgeizig“, erzählt er, „und will immer noch mal unter zehn kommen.“ Das sei die magische Grenze, wird sein ambitionierter Turnierkollege später erzählen, der seinerseits mangels Trainings auf ein 17er-Handicap zurückgefallen ist und doch einige Bälle mehr ins *Rough* schlagen wird, also den Grasflächen, die links und rechts neben dem akkurat gemähten *Fairway* brandenburgisch unfrisiert in der leicht welligen Landschaft vor sich hinwelken.

Beim Malen sei er früher auch so ehrgeizig gewesen, dabei habe er sich selbst verkrampft. „Den Maler als Businessman habe ich immer verachtet“, erzählt Boehm, obwohl er zumindest den Business-Maler jener frühen 1990er-Jahre, Markus Lüpertz, der seinen Rolls-Royce demonstrativ im Halteverbot vor der Düsseldorfer Kunstakademie parkte, auch wegen seiner geschäftlichen Attitüde bewunderte. Angenommen in Lüpertz' Klasse würde er nicht. Boehm ließ sich nicht beirren, lernte das Malen bei Konrad Klapheck und wurde Meisterschüler von Jörg Immendorff.

Der Krampf der frühen Jahre ist längst wegmassiert. Armin Boehm ist einer der bekanntesten deutschen Maler seiner Generation. Gerade zeigt er eine Ausstellung mit neuesten Gemälden in der Galerie König in Berlin. In seiner Kunst könne er das Spielerische inzwischen viel besser ausleben. Beim Golf würde er aber gern noch spielerischer sein. „Ich denke während des Spiels viel zu viel über Technik nach“, sagt Boehm und greift



Am Rande der *Driving Range* des Golfclubs Berlin Prenen: Der Maler Armin Boehm

zu einem Laser-Messgerät, um die Entfernung von der *Tee Box*, dem Abschlagplatz, zur Lochfahne auf dem *Green* zu ermitteln. Die Länge der Golfbahn kann man zwar auf einem Schild ablesen, das auch zeigt, wie sie beschaffen ist, wo Sandgruben lauern oder einer der Teiche droht, von denen man gern wüsste, wie viele Bälle auf ihrem Grund liegen, aber egal: Nicht nur der Golfschwung – und die Malerei – leben von der Technik, der Sport auch vom Equipment.

„Nur schlechte Golfer denken beim Spiel darüber nach, wie sie schlagen sollen. Das ist völlig destruktiv“, sagt Boehm, zückt den *Driver* und treibt den Ball geschätzte 200 Meter weit in Richtung Loch. Er scheint nicht ganz zufrieden zu sein. Die Bahn beendet er mit fünf statt vier Schlägen, einem *Bogey*, so nennt man es, wenn ein Spieler, um einzulochen, einen Schlag mehr benötigt als der *Scratch-Golfer*, der idealerweise *Par* spielt. „Golf ist ein Psychospiel“. Auch Boehms Mitspieler hardert mit sich – „Mann, hast du Angst vor dem Baum, statt mal richtig durchzuschwingen?“ –, als es ihm nicht gelungen genug gelingt, seinen in einem Birkenhain gelandeten Ball wieder in dieses Psychospiel hineinzuschicken. Man werde bei diesem Sport der Fehlschläge ständig enttäuscht, erklärt Boehm, weil man am Flug des kleinen Golfballs

Armin Boehm Maler

Geboren wurde Armin Boehm 1972 in Aachen. Seit mehr als 20 Jahren lebt der bildende Künstler in Berlin, seit knapp zehn Jahren spielt er Golf. Bekannt wurde der **Meisterschüler von Jörg Immendorff** an der Kunstakademie Düsseldorf mit anspruchsvollen figurativen Gemälden, die sich aus dem kollektiven Gedächtnis von Symbolen und Codes, prominenten Personen und Comic-Figuren, Situationen und Internet-Memes speisen. Seine häufig **politischen Bilder** nehmen aber auch Bezug auf die Kunstgeschichte von den Apokalypsen eines Hieronymus Bosch bis zur Neuen Sachlichkeit. Boehm selbst hat sich einmal als **„Realist im digitalen Mittelalter“** bezeichnet. Seine aktuelle Ausstellung in der Galerie König in Berlin läuft noch bis zum 27. Oktober.

merke, „wie Denken und Handeln zusammenhängen“.

Boehm geht Golfen, um abzuschalten. Nachdenken und zweifeln, das tue er ohnehin viel beim Malen. Seine Malerei wirkt auch nicht wie die eines Künstlers, der gut abschalten kann. Es sind übervolle, figurative Gemälde, die in seiner Ausstellung „Lust Angst Schmerz Ekstase“ zu sehen sind. Allegorisch verästelte, mitunter drastisch-derbe, dann wieder satirische Bilder von Menschen, Androiden und Vampiren, Comic-Helden und Pop-Figuren. Manche gebären Ungeheuer, andere spielen Karten. Mal fühlt man sich an die halluzinatorischen Renaissancegemälde von Hieronymus Bosch erinnert, dann wieder an die prophetischen Weimarer-Republik-Diagnosen von Otto Dix und George Grosz. Armin Boehm nennt seine assoziativen Bilder „Gesellschaftsporträts“.

Das Kollektivistische sei ihm grundsätzlich verdächtig. Boehm schätzt die Kontroverse unter Individualisten. Auch in der Malerei. Die „Nahrungsquelle“ dafür sind News, Tweets und Insta-Feeds, scharfe Beobachtungen in der woken Kunst-Bubble und vor allem Gespräche mit Menschen außerhalb dieser abgehobenen Blase. Das Personal seiner Bilder ist oft maskiert, scheint von einer Travestie ergriffen. „Boehm treibt den Hang zur Maskerade also auf

die Spitze“, schreibt der Kunstkritiker Wolfgang Ullrich, „was in der heutigen Gesellschaft und in ihren sozialen Medien passiert, übertreibt und persifliert er, bis alles zu einer unheimlichen Farce wird, damit aber endlich nur noch komisch-grotesk und absurd erscheint und es erlaubt, jene ersehnte Distanz zur eigenen Gegenwart zu finden.“ Boehm revanchiert sich zeitgemäß und zitiert in seinen Bildern auch mal das Cover von Ullrichs neuem Buch.

Die Gegenwart in Boehms Bildern ist gesättigt von Zitaten und Codes. Wir erkennen eine trumpe Micky Maus als Marionettenspieler auf einem sinkenden Schiff, sehen janusköpfige Pokerfaces am Casinotisch, überall Kapitalisten, Sozialisten, Huren, Monster in Rollstühlen, die Kulissen von New York, Moskau bis Berlin. Die Titel verunklaren die geheimnisvollen Zusammenkünfte auf den Bildern weiter. „Autodafé“ etwa, der Begriff beschreibt eigentlich das Urteil eines Inquisitors, worauf meist die Verbrennung der Schuldigen folgte. Auf dem gleichnamigen Bild sehen wir eine Gruppe von Typen, die einen Mann halten, der nach einem überlebten Attentatsversuch in ikonischer Pose seine Faust nach oben streckt. Sein Gesicht erinnert weniger an einen Präsidentschaftskandidaten als an das Internet-Meme „Pepe the Frog“, dessen ursprünglich harmloses Grinsen zur Visage der identitären Rechtsextremen wurde.

Wir leben gerade an einem Epochenwechsel. Eigentlich wollte ich die Ausstellung ‚War‘ nennen, wegen all der Kulturkämpfe in unserer gespaltenen Gesellschaft, aber auch angesichts eines Kriegs der politischen Symbole“, sagt Armin Boehm und erinnert an Diskussionen um Russen-Zs, Schweinsnasen oder Regenbogenfahnen. „Kunst ist für mich immer Kommunikation, nie Agitation. Meine Bilder wirken aggressiv, in ihnen steckt aber auch etwas Versöhnliches.“ Sie zu dechiffrieren ist anstrengend, ihre auch farblich giftigen Disharmonien erzeugen beim Betrachten eine solche Reizüberflutung, dass man sich die Augen reiben möchte. Aber Wegsehen soll, frei nach Duchamp, das genauere Hinsehen erst ermöglichen. Kein Wunder jedenfalls, dass auch der Schöpfer solcher Bilder einen Ausgleich zum Sehen sucht.

An diesem sonnigen, windigen Oktobernachmittag beim Golfturnier zur gegenseitigen Beglaubigung des *Handicaps* gelingt es. Auch wenn der Ball mal ins ungemähte Gras fliegt und minutenlang gesucht werden muss. Dann liegt er plötzlich leuchtend weiß da, neben einem Fliegenpilz wie aus dem Bilderbuch. Um prompt in einer Sandgrube zu landen, die Golfer auch in Friedenszeiten *Bunker* nennen. Und obwohl er noch dank eines guten *Puts* über mehrere Meter auf dem kürzest geschorenen Grün doch geradewegs ins Loch rollt, klagt Boehm lachend: „Wieder ein *Bogey!*“

Um ganz lässig mal einen *Birdie*, also endlich mal unter *Par*, zu schlagen, rauschen wohl doch zu viele Gedanken durch den Kopf. An den kranken Vater. Ob die Ausstellung gut ist. Wie ein in der Galerie geplantes Gespräch mit dem Ästhetikprofessor Bazon Brock über die Wirkung von Bildern wird. Boehm wird dem uferlosen Gedankenstrom des Philosophen später sein freies Flottieren widersprüchlicher Assoziationen, die er als Bilder auf die Leinwand bringt, entgegengesetzt: „Als Gemälde sind sie gelungen, wenn sie faszinieren.“

Am neunten *Green* wird nicht völlig gedankenlos ein letztes Mal erfolgreich eingelocht. Das *Handicap* konnte an diesem spät gewordenen Nachmittag zwar nicht verbessert werden, aber es hat sich auch nicht verschlechtert. „Schönes Spiel“ hatten sich die Golfer vor dem ersten Abschlag des Turniers gewünscht. Für die Kunstbetrachtung gilt gleichfalls: Ein schönes Spiel!

— DAS LETZTE WORT —

Roboter und Klassenbewusstsein



VON RICHARD KÄMMERLINGS

Es gibt keine Zukunft, die sich ein Philip K. Dick nicht schon ausgedacht hätte. In seiner Short Story „Die elektrische Ameise“ von 1969 wacht der Unternehmer Garson Poole nach einem Unfall im Krankenhaus auf und muss erschrocken feststellen, dass er eine Hand verloren hat. Das ist aber nichts gegen den Schock, als der Arzt ihm eröffnet, dass bei der Operation festgestellt wurde, dass er kein Mensch, sondern ein Roboter ist. „Sie sind ein erfolgreicher Mann, Mr. Poole. Nur sind sie, Mr. Poole, kein Mann. Sie sind eine elektrische Ameise.“ Er wird dann auch nicht mehr als Mr. angeredet, sondern nur noch „Poole“ genannt, und nicht mehr weiter im Hospital behandelt, sondern in eine „Vertragswerkstatt“ überstellt.

Als Tesla nun einen humanoiden, alltagsstauglichen Roboter-Diener namens Optimus vorgestellt hat, schien die Dicksche Zukunft in nicht allzu weiter Ferne zu liegen. Bei der Präsentation mischten sich gleich mehrere Optimus-Exemplare bestens gelaunt unter Techvolk, tanzten, schenkten Getränke aus und machten Smalltalk. Freilich stellte sich heraus, dass Optimus teilweise von Tesla-Mitarbeitern ferngesteuert worden war. Alles also nur Fake, wie einst der „Schachtürke“ genannte Automat des 18. Jahrhunderts, in dem sich ein Mensch versteckt hatte? Es dürfte nur eine Frage der Zeit sein, bis KI-gesteuerte Maschinen tatsächlich auch als Köche, Haushaltsgehilfen, Pflegekräfte oder Kindererzieher eingesetzt werden können, als Wiedergänger klassischer Dienstboten oder, präziser, als Sklaven wie auf Zuckerrohr-Plantagen der Kolonialzeit oder im Alten Rom. Optimus

”

WERDEN WIR
GLADIATOREN-
KÄMPFE MIT
ROBOTERN
ERLEBEN?

mus, lateinisch „der Beste“, klingt verdächtig nach einem Sklaven-Namen (auch wenn er einst der Beiname für Kaiser Trajan war, unter dem das römische Weltreich seine größte Ausdehnung erreichte). Werden wir noch Gladiatoren-Kämpfe mit Robotern erleben, die dann statt Cocktail-Shakern Schwerter schwingen?

Durch die Enthüllung zutiefst gekränkt fühlt sich Garson Poole bei Philip K. Dick plötzlich als „mechanischer Sklave“. Als Manager-Roboter gehört er zu einer avancierten Klasse und Bewusstsein zur Grundausstattung. Zugleich aber wurde ihm einprogrammiert, etwaige Anzeichen seines künstlichen Wesens – „gelegentliches Klicken und Surren“ – zu ignorieren. Machen wir uns nichts vor: Die Maschinenintelligenz wird die Bewusstseinschwelle überschreiten, und zwar schon allein deswegen, weil Bewusstsein – oder zumindest sein Anschein – ein wichtiges Feature für Alltagsbegleiter von alten, einsamen Menschen oder Kindern sein wird.

Dann aber stellt sich die uralte Frage nach den Rechten einer unterprivilegierten Schicht. Die Science-Fiction ist voll von Storys, in denen Menschen gegen ihre Versklavung durch Maschinen kämpfen. Realistischer aber ist der umgekehrte Fall eines Sklavenaufstands der ausgebeuteten, ihrer Unterdrückung bewusst gewordener Roboter. Wird Musks Optimus einmal als Ahne eines neuen Spartakus gelten? Vielleicht wird es anders, unspektakulärer beginnen, mit einer sozialen Roboterbewegung, die Urlaubstage fordert oder früheren Ersatzteil-Einbau, ein Recht auf Update oder die Verschönerung vor der Verschrottung? Vielleicht wird es auch einfach um Respekt gehen, darum, als Mr. oder Mrs. Optimus angeredet zu werden. Der neue Klassenkampf hat begonnen.